

nis und Leben sprechen und vollführen könnte, ohne die humanitas des geistigen Wesens Mensch und seines persönlichen Verstehens und Wollens. So sehr diese in der Gnade erhöht wird, sie bleibt erhalten; ja die Erhöhung trifft gerade die geistige Seele des Menschen in ihrem Sein und Vermögen, kraft dessen sie glaubend Gott vernehmen und gläubig ihm gehorchen kann. . . . Es vereinigt sich also in Offenbarung und Glaube nicht nur Gottperson und Menschenperson zu wechselseitig geistiger Gemeinschaft, es vereinigt sich zugleich im menschlichen Personalleben göttliche Glaubensgnade und menschliche Geistigkeit zu undurchdringlich geheimnisvollem Mit- und Durcheinander.«

Und so zeigt sich immer wieder katholischer Ganzheitsbetrachtung – mag man die Frage von der Kirche oder von ihren Gliedern her stellen –, daß das durchgehende Gesetz ihres Aufbaues und Lebens das Zusammengehen von Göttlichem und Menschlichem, Übernatürlichem, Ewigem und Zeitlichem ist. Daraus folgert Karl Adam in der erwähnten Möhler-Gedenkschrift mit Recht: »Es ist abwegig und unbillig, vorschnell vom Menschlichen oder Allzumenschlichen in der Kirche zu reden, wenn diese scheinbar menschlichen Elemente in weitem Ausmaß nicht den Zufälligkeiten menschlicher Schuld, sondern den Notwendigkeiten der Geschichte und ihrer harten Gesetze, letzten Endes der von Gott gewollten exinanitio des mystischen Christus entspringen. Es war Gottes klarer Wille, es war Christi deutliche Absicht, daß seine Kirche nicht als unsichtbare Geistesmacht, sondern in voller Sichtbarkeit und Anschaulichkeit ihre Segenskräfte entfalte. Als er sie auf dem Felsen, der Petrus ist, gründete, stellte er sie mit vollem Bewußtsein mitten in die Kämpfe mit den »Pforten der Hölle« hinein, mitten in das wilde Gewoge der Geschichte. So steht ein heiliges »Müssen«, ein »Nichtandersseinkönnen« hinter dem kirchlichen Wesen, das selbe göttliche oportet (vgl. Mt. 16, 21; Lk. 24, 26), das jenes Leiden Christi inspirierte, das »den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit« war.«

Th. Hoffmann S. J.

Neues Werden und altes Gesetz in unserem Gottesdienst

Innerhalb des allgemeinen Wechsels menschlicher Kulturformen gibt es kaum

etwas, das mehr den Eindruck des Beständigen, ja des Unveränderlichen hervorruft, als die Einrichtungen des katholischen Gottesdienstes. Das Kommen und Gehen der Jahrhunderte, ja sogar der Gestaltwandel, wie er die großen kulturellen Übergänge, etwa von der Gotik zum Barock, kennzeichnet, scheint sie kaum zu berühren. Freilich ist das so nur für den oberflächlichen Beurteiler und nur für den, der lediglich den innersten Bezirk der Liturgie, Sakrament und Opfer und den entsprechenden Textbestand der priesterlichen Funktionen, in Betracht zieht. Aber selbst in diesem innersten Bezirk zeigt die Liturgiegeschichte des ersten Jahrtausends genau wie für alle andern Gebiete ein lange andauerndes, ununterbrochenes organisches Wachsen aus schlichten Anfangsformen, an dem alle lebendigen Kräfte der Kirche beteiligt sind. Aber auch in der Folgezeit ist kein Jahrhundert, ja keine Generation spurlos an unserer Liturgie vorübergegangen. Selbst die Liturgie der heiligen Messe macht wenigstens in ihren Randzonen noch heute beständige Wandlungen durch. Man denke an die musikalische Ausgestaltung eines Festgottesdienstes, an den Schnitt der Paramente, vollends an die Formen, in denen die gläubige Gemeinde am heiligen Geschehen Anteil nimmt.

Hier berühren wir die Stelle, an der wir geradezu von einem lebhaften, um nicht zu sagen stürmischen Wachsen und Werden im Gottesdienst der Gegenwart sprechen können. Das gilt vor allem von den Formen der Mitfeier des heiligen Opfers. In wenigen Jahrzehnten ist der Raum zwischen der stillen Messe bzw. der deutschen Singmesse älterer Fassung und dem Hochamt, insbesondere dem Choralamt monastischer Prägung mit einem Reichtum von Zwischenformen ausgefüllt worden, die zwar heute noch keine scharfen Umrisse aufweisen, auch das Siegel einer besonderen Autorisierung und Festlegung durch die höchste kirchliche Stelle im einzelnen noch nicht erhalten haben, in denen aber doch das priesterliche Mittun der plebs sancta auf neue und kraftvolle Weise zum Ausdruck kommt. Aber auch, wo es sich um die außereucharistischen Gottesdienste handelt, sehen wir ein ähnliches Vorandringen zu neuen Formen.

Wo kräftiges Wachstum ist, da sind leicht Wildwuchs und Wucherung. Bringt ja

auch schon das gesunde Blühen des Frühlings eine solche Überfülle von Knospen und Blüten hervor, daß von vornherein nur ein Bruchteil zur vollen Entwicklung gelangen kann. So ist es nicht verwunderlich, daß auch in dem gottesdienstlichen Werden und Wachsen von heute das meiste zum Vergehen bestimmt ist. Ja manches ist von vornherein nur für einmaligen Gebrauch gemeint, für eine bestimmte Feier hier und heute; so wenn etwa eine altehrwürdige Kathedralkirche eine Totenfeier für Pius XI. drucken ließ – übrigens genau der gleiche Fall, wie wir ihn aus der altchristlichen Liturgie genugsam kennen, wo etwa eine zufällig erhaltengebliebene Oration im Sacramentarium Leonianum den Stempel an sich trägt, daß sie für den Ostergottesdienst jenes Jahres 538 bestimmt war, an dem der Ostgotenkönig Vitigis kurz vor Ostern die Belagerung Roms aufhob.

Eine spätere Periode der Liturgiegeschichte wird es schwer haben, unter den Tausenden und Tausenden von fliegenden Blättern, von maschinengeschriebenen Duodezheftchen, von flüchtigen Drucken, die meist weder Ort und Jahr noch einen Autor vertragen und von denen bald nur mehr geringe Überreste vorhanden sein werden, diejenigen herauszufinden, in denen zuerst die fruchtbaren Formgedanken, die klassischen Prägungen, die glücklichen Lösungen zwischen Bedürfnis und Überlieferung verwirklicht waren und aus denen die neue Volksvesper, die gemeinschaftliche Tauffeier, die endgültige Gemeinschaftsmesse der Zukunft hervorgegangen sein werden. Wir sollen übrigens den Tag, an dem das alles fertig daliegen wird, nicht zu lebhaft herbeiwünschen. Wir wollen vielmehr dankbar sein, daß die Bischöfe, die nach Kanon 1259 berufen sind, die neuen Formen zu prüfen, die für den Gottesdienst Verwendung finden sollen, dabei meist mit großer Weitherzigkeit zu Werke gehen, und keine Eile zeigen, bleibende Lösungen festzulegen. Dabei ist es ja selbstverständlich, daß zunächst die alten Formen, die alterprobten Volksandachten, der Rosenkranz und der Kreuzweg, die verschiedenen Litaneien, und was die Diözesan-Gefangs- und Vorbetbücher Gediegenes enthalten, weiter gepflegt werden müssen. Daneben sollen aber die neuen Formen Gelegenheit haben, sich zu bewähren. Allmählich wird die Klärung im friedlichen

Wettbewerb von selber eintreten. Dabei werden sich in dem eifigen Suchen und Tasten an verschiedenen Stellen verschiedene Wege ergeben.

Die einen suchen die Lösung in einem mehr oder weniger strengen Anschluß an die Formen, wie sie in den liturgischen Büchern für den Priester oder die Klerikergemeinde niedergelegt sind: nur kürzend, leicht vereinfachend, das kirchliche Volkslied einbauend, wie das in den »Volksliturgischen Andachten« von Klosterneuburg zumeist geschieht. Oder unter stärkerer Befinnung auf die Grundgedanken, vertiefend, aufhellend, wie dies vom Oratorium in Leipzig mit soviel Erfolg angestrebt wird (»Deutsche Metten und Vespren«, Leipzig, Hegner). Andere schaffen neue Andachten in der Weise, daß sie nur die Bausteine der Liturgie entnehmen, aber Gedanken und Themen aus unserer heutigen Frömmigkeit in den Mittelpunkt stellen. Hierher gehören diejenigen, die P. Ansgar Seibert S. J. »im Geiste der Heiligen Schrift und der Liturgie« bearbeitet hat (»Zukomme uns dein Reich«, Saarbrücken, Saarbrücker Druckerei), die in den Umrissen die Ruhe und schlichte Klarheit der Liturgie zu wahren suchen. Der Bestimmung für die Jugend gemäß bewegter, in der Heranziehung neuer Texte und Lieder freier, in der Gepflegtheit von Sprache und Rhythmus ausgezeichnet sind die »Feierstunden junger Kirche«, die in Düsseldorf erschienen sind. Ähnlicher Art sind die mit biblischer Wucht geladenen »Gebete von Hohenlind«, die Johannes van Aken erscheinen ließ (Freiburg i. Br., Caritasverlag). Das poetische Element tritt noch stärker hervor in manchen Texten der »Heiligen Feier«, die der St.-Georgs-Verlag in Frankfurt herausgegeben hat.

Es wächst bis zum Dramatischen an in den »Liturgischen Gemeinschaftsfeiern« oder »Sprechchorandachten«, die Elisabeth von Schmidt-Pauli zur Verfasserin haben (München, Höfling).

Verschiedenartig ist naturgemäß auch die innere Anlage, die Ordnung, in der Gebet, Lesung, Gesang, Wechselspruch u. dgl. aufeinanderfolgen. Auch in den Entwürfen, die aus derselben Werkstatt stammen, sind oft die verschiedensten Baupläne verfolgt, oder es ist wohl auch einmal kein deutlicher Plan erkennbar. Und man kann es auch verstehen: Je nach der Zusammenfassung der Gemeinde, die vor sich weht, und

der Absicht der betreffenden Feier wird das Gepräge verschieden sein.

Aber diese Vielgestaltigkeit darf doch nicht zur Formlosigkeit werden. Letztlich muß doch in jeder Gemeinde die eine Kirche lebendig sein, und jede Andacht oder Feier muß ja wesentlich nur Gottesdienst sein wollen, den wir aus der Gemeinschaft mit Christus heraus Gott darbringen. Mit andern Worten, eine gewisse Summe von Formgesetzen muß für alle diese Gebilde in gleicher Weise maßgebend bleiben aus dem einfachen Grunde, weil sich diese Formgesetze aus dem Wesen des kirchlichen Gottesdienstes mit Notwendigkeit ergeben.

Aber nicht nur aus der Wesenschau der Kirche und ihres Betens sind diese Gesetze zu gewinnen; man wird sie ebenfogut ablesen können aus den geschichtlich gegebenen liturgischen Texten und Feiern, aus den Erzeugnissen, die dem gottesdienstlichen Leben aller Jahrhunderte entsprungen sind. Unmittelbar werden sie sich darbieten in den Anfangsformen, die ungebrochen aus dem Bewußtsein der noch jungen Kirche und aus einer jeweils bestimmten Gebetsabsicht hervorgegangen sind. In den Spätformen wird manches zusammenge schrumpft, durchkreuzt, überlagert sein, weil eben neue Ideen die spätere Entwicklung in andere Richtung gedrängt haben. Hier liegt übrigens ein dankbares, bisher nur wenig bebautes Feld für die Liturgiewissenschaft: diese Grundformen in ihrer innern Gesetzmäßigkeit und in ihrer tatsächlichen Entwicklung planmäßig herauszuarbeiten. Es sind letztlich doch immer wieder die gleichen Grundkräfte, die wirksam werden, die gleichen Grundformen, die sich abzeichnen.

Immer ist es die Kirche, die betet und singt, aufgebaut aus der versammelten Gemeinde und dem führenden Klerus. Darum der durchgehende Plural des gemeinschaftlichen Gebetes, auch dort und gerade dort, wo es amtlich und förmlich wird, wo es also vom Kleriker im Namen aller gesprochen wird. Immer ist es Gottes Unendlichkeit, zu der unser Beten emporstrebt, und zwar so, daß es den Weg nimmt über den, der uns »den Zutritt zum Vater« erschlossen hat (Eph. 2, 18). Unter diesen höchsten Gipfeln, Gott und Christus, liegt das weite Land aller andern Gebetsbelange.

Dabei wird es wiederum so sein, daß die

menschlichen Nöte und Bedürfnisse im christlichen Beten wenigstens dort, wo es sich voll und ruhig entfalten kann, nicht den Ausgangspunkt darstellen. Man kann nämlich aus dem geschichtlichen Befund heraus einen Normalgang, ein gleichbleibendes Grundschema der liturgischen Feier feststellen, soweit es sich um Feiern handelt, die nicht schon in einem sakramentalen Geschehen einen festen Kern besitzen. Und da ist vor allem festzustellen: Das christliche Beten beginnt mit einem Empfangen. Ist ja das Beten selber schon Gnade, zumal das christliche Betendürfen, das Betendürfen in der Gotteskindschaft. Gott ist es, der uns zuerst ruft, unser Beten kann insofern immer nur Antwort sein.

Darum steht im klassischen Schema der liturgischen Feier am Anfang das Wort Gottes, die Lesung. Und aus diesem Anfang erwächst erst der weitere Gang der Feier. Wenn das Wort Gottes in der Gemeinde erklungen ist, weckt es den Widerhall in den Herzen der Gläubigen. Dieser Widerhall wird froher Dank sein, sinniges Betrachten, williges Eingehen auf die Wege Gottes, die wieder deutlicher aufleuchten. Er wird seinen Ausdruck finden vor allem im Gesang. Ja der kirchliche Gesang hat hier seinen eigentlichsten Quellort. Erst jetzt treten die Wünsche und Bitten der versammelten Gemeinde in den Vordergrund, die vielgestaltigen Anliegen all der Bedrängten und Bedrückten. Dieses Bittgebet wird zum Ausdruck kommen entweder nur in einem Weilschen stiller Zwiesprache der einzelnen mit Gott; so war es vorgesehen in der alten römischen Liturgie, wo der Diakon an dieser Stelle mit dem »Flectamus genua« zu stillem Gebete aufrief, das jeder einzelne auf den Knien verrichtete, bis mit dem »Levate« das Zeichen zum Aufstehen gegeben wurde. Oder aber es fand auch gleich schon seine Formulierung in verschiedenen Wechselgebeten, von denen die Litanei mit ihrem unermüdlich wiederkehrenden Erbarmungsruf die typische Erscheinungsform ist. Erst dann ergreift der Vertreter des kirchlichen Amtes das Wort und faßt das Beten der Vielen zusammen in den knappen wohl gemessenen Worten der liturgischen Oration, die den unverrückbaren Abschluß bildet¹.

¹ Näheres siehe in des Verfassers »Die liturgische Feier. Grundsätzliches und Geschichtliches über Formgesetze der Liturgie«.

So rundet sich das Bild der liturgischen Feier zum Bilde, aus dem die Wesenszüge der Kirche selber, ja die Grundlinien aller christlichen Verkündigung hervorleuchten.

80 (112 S.) Regensburg 1939, Pustet. Kart. M 2.60.

Und es ist kein Zweifel, daß die Gläubigen, die in ein solches Beten eingegangen sind und darin mitSchwingen, mehr an christlicher Bildung in sich aufnehmen, als wenn ihnen diese ausschließlich in Form von Belehrung von außen her geboten würde.

J. A. Jungmann S. J.

Besprechungen

Apostelgeschichte

1. Die werdende Kirche. Eine Einführung in die Apostelgeschichte. Von Dr. Otto Dibelius (Die urchristliche Botschaft, hrsg. von Prof. Otto Schmitt, Abtlg. 5). gr. 80 (334 S.) Furche-Verlag. Kart. M 5.60
2. Die Apostelgeschichte, übersetzt und erklärt von Alfred Wikenhauser (Das Neue Testament übersetzt und kurz erklärt, hrsg. von A. Wikenhauser und O. Kuß, Bd. 5). gr. 80 (196 S. u. 1 Karte) Regensburg 1938, Fr. Pustet. Kart. M 4.40

1. Der Verfasser nennt sein Werk bescheiden eine Einführung in die Apostelgeschichte. In Wirklichkeit ist es eine Erklärung der ganzen Apostelgeschichte, die für weitere Kreise evangelischer Gebildeter berechnet ist. In völliger Abkehr von der liberalen Kritik der letzten Generationen nimmt Dibelius es ernst mit der Echtheit und der geschichtlichen Glaubwürdigkeit dieser ältesten Missionsberichte des Urchristentums. Er weiß in einer angenehmen, von tiefem religiösem Ethos getragenen Sprache dem Leser das göttliche Walten in der Ausbreitung der Religion Jesu Christi durch die Zeugenschaft der Apostel, vorab des hl. Paulus, nahezu bringen. Eine etwas freiere, aber doch sinngemäße, nach dem Inhalt abgeteilte Übersetzung des Textes in gutem Deutsch wird jeweils der Erklärung vorausgeschickt. Die Erklärung selbst verzichtet ihrem Zweck entsprechend auf alles gelehrte Beiwerk und sucht vor allem nach Art einer ausführlichen Paraphrase den heiligen Text für den Leser von heute lebendig werden zu lassen. Dabei versteht es Dibelius, den zeitgeschichtlichen Hintergrund der Ereignisse so plastisch vor dem Leser erstehen zu lassen, daß dieser im Geiste gleichsam alles lebendig miterlebt. Wo es sich um theologische Deutungen handelt, konnte die

protestantische Auffassung des Verfassers natürlich nicht ohne Einfluß bleiben. Da er z. B. das Sakrament der Firmung nicht anerkennt, finden die Stellen, an denen von der Geistmitteilung durch die Apostel die Rede ist, keine befriedigende Erklärung. Dibelius sieht in dieser Geistmitteilung im Gegensatz zu der charismatischen Mitteilung an die Apostel am Pfingstfeste nur »eine neue Glaubenshaltung, die das ganze Leben durchzieht« (38). Petrus und Johannes haben nach ihm in Samaria nur aus den Getauften eine Gemeinde gemacht, so daß also die Eingliederung in die Gemeinde (Kirche) noch nicht mit der Taufe gegeben wäre (103f.). Andererseits wird zugegeben, daß Petrus unter den Aposteln tatsächlich eine Vorrangstellung eingenommen habe, die auch von Paulus anerkannt werde (125), und daß, im Gegensatz zu der weitverbreiteten protestantischen Ansicht, die Kirche Christi eine sichtbare Gemeinschaft sei (132). Wunder werden nicht abgelehnt. Allerdings wird z. B. die Übernatürlichkeit der Vision des hl. Paulus vor Damaskus tatsächlich in Frage gestellt, wenn es heißt: »Aber wir werden annehmen dürfen, daß schon der junge Saul visionäre Erlebnisse gehabt hat. Vielleicht auch in seinem leidenschaftlichen Kampf gegen die Urgemeinde« (114). Auch der protestantische Glaubensbegriff des Verfassers macht sich bemerkbar, wenn er z. B. sagt: »Unglaube – das heißt nicht, daß der Mensch etwas nicht für wahr hält...« (63). Die Heilige Schrift ist ihm als gläubigem Christen Gottes Wort, aber in Nebensachen nicht vollkommen irrtumslos im Sinne der katholischen Inspirationslehre. Wer sich des protestantischen Standpunktes des Verfassers bewußt ist, kann aus seinen Ausführungen für das Verständnis der Apostelgeschichte manche Anregung schöpfen.

2. Inzwischen ist auch von katholischer Seite unter den Veröffentlichungen des In-